

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 138.

Donnerstag, 15. Juni.

1916.

Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Wie eine Bombe schlug das Kabeltelegramm ein, in welchem Hans Gröning den Seinen in Berlin seine Verlobung meldete.

Bei Grönings in der Kleiststraße — drei Treppen — legte Thea, die zweite Hausstochter, deren neunzehnjähriger Geburtstag heute durch eine kleine Gesellschaft im engen Kreise gefeiert werden sollte, die letzte Hand an den Blumenschmuck auf dem Abendbrotstisch, als der Depeschbote schellte.

Das Telegramm wie eine Siegesfahne schwingend, eilte das dunkelhaarige, schlankes Mädchen in den Salon, wo ihre Mutter, die verwitwete Frau Rechnungsrat Gröning, deren unverheiratete Schwägerin — Tante Diete und Theas älteste Schwester, Frau Dr. Gaendler, am achtgedigen Tisch im Erker saßen.

„Von Hansemann — aus Kanada“, rief Thea, „natürlich ein Glückwunsch für mich, „wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte“, fügte sie mit fröhlichem Pathos hinzu, die Depesche eilig entfaltend.

„Diebes Kind, Hans hat deinen Geburtstag doch immer vergessen — am Ende ist ihm etwas zugestoßen“, sagte Frau Gröning ängstlich, „so lies doch schnell, Thea.“

„Verlobt hat er sich“, schrie Thea triumphierend.

„Verlobt!“ erscholl ein dreistimmiges, ungläubiges Echo.

Auf eine derartige Neuigkeit war man nun und nimmer gefaßt gewesen. Hans, der Haussohn, der seit einer Reihe von Jahren drüben in Kanada als Ingenieur tätig war, hatte bisher für einen ausgemachten Weiberfeind gegolten.

„Das ist einfach — einfach unerhört von Hans“, fand Frau Hannchen Gaendler ihre Sprache wieder. Nachdem Thea das Telegramm laut vorgelesen hatte, waren alle vier vor Überraschung zunächst stumm gewesen.

„Aber wieso denn unerhört, liebes Kind!“

Frau Gröning wußte nicht recht, ob sie sich über die Verlobung ihres einzigen Sohnes freuen sollte oder nicht.

„Als ob er nicht in Deutschland eine Braut hätte finden können“, fuhr Frau Hannchen eifrig fort, „muß es denn ausgerechnet eine aus Kanada sein? Hans hätte hier doch die Wahl gehabt. Er ist wahrlich keine schlechte Partie, steht gut aus und soll drüben riesig viel verdienen.“

Daß sie ihren Bruder, der die Dreißig längst überschritten, und der sich in seinen Briefen immer einen „eingesleschten Hagestolz“ genannt hatte, im stillen schon als Erbkönig betrachtete, wollte die junge Frau natürlich nicht offen eingestehen.

„Wenn Hans und seine Braut sich lieb haben, so ist es doch einerlei, wo sie herkommt — aus Kanada oder aus dem Kaiserland, oder sonstwo her, meinetwegen aus dem Monde — daß sie beide glücklich miteinander werden, das ist doch die Hauptsache, nicht wahr?“ rief Thea hitzig. Sie hing sehr an dem fernen Bruder,

obwohl sie ihn wenig kannte. Als er nach drüben gegangen war vor Jahren, war sie ja noch ein Kind gewesen.

„Regt euch nicht unnötig auf“, beschwichtigte die praktisch veranlagte Tante Diete. „Lies uns lieber das Telegramm noch einmal vor, Thea. Einen schönen Wahn mag es gekostet haben — so viel Worte — und doch erfährt man aus ihnen nichts Näheres.“

Thea las, und die drei anderen hörten aufmerksam zu. Sie konnten es noch immer nicht recht fassen, daß Hansemann wirklich und wahrhaftig verlobt war.

„Unterwegs ist sie also, die — wie heißt sie doch — richtig, Henrika, heißt sie — ein ungewöhnlicher Name —“ meinte Frau Gröning, sich nach und nach von dem gehabten Schrecken erholend. „Der Dampfer, mit dem sie die Überfahrt macht, ist also Ende dieser Woche in Hamburg fällig, und Hansemanns Freund, Herr Fred Delarue, wird sie hier bei uns abliefern.“

„Delarue?“ wiederholte Tante Diete, „die Familie ist sehr reich, sehr. Ob Hansemanns Freund ein Verwandter von den Hiesigen Delarues ist?“

„Das ist doch ganz egal“, warf Thea hin. Tante Diete geriet gar zu leicht ins Nebensächliche, darüber wurde sie, Thea, oft ungeduldig. Sie war die einzige, die sich rückhaltlos über die Nachricht aus Kanada freute. Sie gönnte ihrem Bruder alles Glück der Erde.

„Hansemanns Verlobungsnachricht ist mein aller-schönstes Geburtstagsgeschenk“, jubelte sie, „ich nehme es ihm keine Spur übel, daß er seinen Glückwunsch für mich auch diesmal vergessen hat. Er hat selbstverständlich jetzt ganz andere Dinge im Kopf.“

In übersprudelnder Lebendigkeit umhalste Thea ihre Mutter: „Mach doch nicht solch ein todunglückliches Gesicht, Muttmchen“, schmeichelte sie, „Hans hat sich ganz gewiß eine sehr, sehr hübsche und reizende, gute und fluge Braut ausgesucht.“

„Goffentlich hat sie auch Vermögen“, schaltete Tante Diete ein.

Frau Hannchen fand nun auch ihre Fassung vollkommen wieder. Sie schämte sich ein bißchen. Es war herzlos und egoistisch von ihr gewesen, in den ersten Augenblicken so enttäuscht zu sein und dem Bruder, der doch drüben in Kanada ein schweres, anstrengendes Arbeitsdasein führte, das Lebensglück, das er, wo die erste Jugend längst hinter ihm lag, gefunden hatte, nicht zu gönnen. Doch — entschuldigte sie sich vor sich selber — sie konnte eben nichts dafür, daß sie in erster Linie immer nur an ihren Mann und ihre beiden Kinder dachte. Dann erst kamen bei ihr alle anderen. Es war ja auch ganz recht und natürlich so, daß die drei ihr am meisten am Herzen lagen. Bruder Hans war Kurtzens Lauspatte — sie hatte sich unwillkürlich in den Gedanken hineingelebt, daß ihr ältester Sohn der einst der Haupterbe seines Onkels sein würde. Ob Hans Gröning reich war oder sich wenigstens auf dem besten Wege dazu befand, es zu werden, das wußten die

Seinen in Berlin allerdings nicht genau, sie ersahen nur immer aus seinen Briefen, daß es ihm drüben nach Wunsch ging.

Tante Viete redete ihrer Schwägerin gut zu: „Warum die Aufregungen, liebe Emilie? Zu ändern ist an der Sache ja nun nichts mehr. Daß dein Sohn dich nicht um Erlaubnis fragen würde, bevor er sich das Jawort holte, das konntest du dir doch denken.“

Frau Gröning wischte sich ein paar Tränen aus den Augen. Sie gab sich ja alle Mühe, sich zu freuen.

„Warum aber schickt Hans das fremde Mädchen so plöblich zu uns?“ meinte sie alsdann kleinlaut. „Er hätte seine Braut doch lieber selber herüber bringen sollen, um sie seiner Familie vorzustellen.“

„Natürlich ist er nicht abkömmlich, wir wissen doch, wie viel er zu tun hat da hinten beim Urwald“, rief Thea.

„Er wird schon seine triftigen Gründe haben“, stimmte Frau Hannchen bei.

An der Haustür schellte es — Trudchen Ehrlich und Liese Denz, Theas ehemalige Schulkameradinnen, erschienen mit riesigen Blumensträußen bewaffnet.

„Heute müßt ihr mir doppelt herzlich gratulieren“, begrüßte Thea sie strahlend, „ich bekomme eine Schwägerin — endlich — mein Bruder Hans hat sich verlobt, und nach ein paar Tagen haben wir seine Braut bei uns — die Braut aus Kanada!“

In ihrer ausgelassenen Freude bemerkte Thea nicht gleich, daß hinter den beiden jungen Mädchen noch eine dritte Person in den dümmrigen Korridor geglitten war — ein schlanker, dunkelhaariger junger Mensch mit einem schmalen, hartlosen, intelligenten Gesicht.

„Ah, da sind Sie ja, Heino“, rief sie dann, als er vor ihr stand: „Oh, die schönen Rosen! Viel zu viel Geld haben Sie verquackelt. Die sparsame Tante Viete wird Sie schelten“, fügte sie scherzend hinzu.

Tante Viete wohnte in einem Hause mit Grönings, einen Stock höher, und hatte die eine ihrer Stuben Heino Gelters, dem Sohne einer verstorbenen alten, guten Freundin, vermietet.

Heino Gelters, der sich zum Schauspieler ausbildete, war mit Glücksgütern keineswegs gesegnet. — Der hübsche Geburtstagskranz, den er Thea überreicht hatte, kostete ihn sein heutiges Mittagessen. Er hätte jedoch Thea zu Liebe gern noch ein paar Tage länger gefastet.

„Kinder“, rief Thea übermütig, „nun wollen wir Hansens Verlobung, wie es sich gehört, feiern. Die Festrede hält nachher Schwager Franz, der klappt so etwas ja einfach aus dem Handgelenk, als Ordinarium der Unterprima. Wenn's sein muß, auch auf Latein.“

Der Oberlehrer Doktor Gaendler, ein hochgewachsener, noch jugendlicher, brünetter Herr mit geistvollen Zügen, dunklen Augen und gutem Humor, der als letzter Geburtstagsgast bald darauf erschien, nahm die neueste Familiennachricht mit sichtlichem Vergnügen auf.

„Großartig“ meinte er, „ein erotisches Familienmitglied, das natürlich nur Englisch oder Spanisch spricht.“

„Und ich kann kein Sterbenswort Englisch“, bemerkte Frau Gröning bedrückt.

„Liebe Mama“, tröstete der Doktor launig, „ein Sündedrud“ jagt oft viel mehr als Worte. Du breitest deine schwiegermütterlichen Arme liebevoll aus, und der fremde Vogel fliegt dir vertrauensvoll ans Herz.“

„Wenn sie Hansemann heiraten will, muß sie natürlich schleunigst Deutsch lernen“, entschied Tante Viete.

„Jawohl — und die Kochschule besuchen, um die ich mich bisher „mit Litz und Schläue“ herumgedrückt habe“, fügte Thea lachend hinzu. „Vielleicht ist sie sehr vornehm, und es fällt ihr gar nicht ein, am Kochherd zu stehen. Am Ende ist sie gar eine Art von Dollarprinzessin.“

„Deutschen Sprachunterricht kann Franz ihr geben“, verfolgte Tante Viete ihre Idee weiter.

Dagegen erhob Frau Hannchen Einsprache: „Wodenkst du hin, Tante Viete — Franz weiß sowieso nicht, wie er mit seiner knappen Zeit auskommen soll.“

Frau Hannchen war nämlich im geheimen ein bißchen eifersüchtig auf ihren klugen und lebenswürdigen Gatten, obschon sie ganz und gar keinen Grund hierzu hatte.

Doktor Gaendler strich sich lächelnd seinen kleinen dunklen Schnurrbart. Er durchschaute seine Frau, ihre gelegentliche Eifersucht amüsierte ihn. Er hatte sie herzlich gern mit all' ihren kleinen, echt weiblichen Fehlern und Schwächen.

„Jawohl, leider fehlt es mir vollkommen an Zeit“, versicherte er ernsthaft. „Wie wär's aber mit Ihnen, lieber Heino? Sie haben doch Ihr Abitur nicht allzu lange hinter sich.“

Aber nun legte Tante Viete lebhaft ein veto ein: „A betwähre, dazu hat der Heino nicht das Zeug. Den Monolog aus der Jungfrau von Orleans oder so etwas Ähnliches könnte er der Kanadierin allenfalls einstudieren. Aber richtiger Unterricht, so mit Grammatik und Diktat — nein, Kinder, das ist nichts für ihn.“

„Deutsch lernt sie schon nach und nach in der Familie am besten und gründlichsten“, sagte Frau Gröning.

Nach dem Essen wollten die jungen Mädchen durchaus tanzen. Thea war heute ganz außer Rand und Band. Sie steckte ein paar von den halbaufgeblühten Rosen, die Heino ihr gebracht hatte, in den breiten, durchbrochenen Rahmen, in dem ihres Bruders Bild auf dem Schreibtisch des seligen Rechnungsrats in der Eckstube stand, und veranlaßte Tante Viete, einen ihrer altmodischen Walzer zu spielen. Zuerst tanzte sie mit ihrem Schwager, dann mit Heino. Ihre tannenschlanke Gestalt war von solch tadelloser Grazie und Diebsamkeit, daß der Doktor unwillkürlich bewundernd sagte:

„Donnerwetter, Mädels, tanzen kannst du!“

„Kind, du kannst tanzen — wie meine Frau . . .“ sang Thea übermütig und wiegte ihr dunkles Köpfchen mit den lachenden Augen im Walzertakt hin und her. Sie meinte, noch niemals einen so vergnügten Geburtstag gefeiert zu haben als heute; als Schwester und Schwager sich als die letzten Gäste verabschiedet hatten, rief sie ihnen lustig über das Treppengeländer nach: „Es lebe die Braut aus Kanada!“

„Dieser überschwang bei Thea!“ sagte Frau Hannchen mit leisem Tadel, als sie am Arm ihres Mannes der Haltestelle der Elektrischen zuschritt. „Sie ist rein weg vor Entzücken über Hansemanns Braut, die uns, wie ich fürchte — ich habe das nämlich so im Gefühl, — noch recht unliebsame Überraschungen bereiten wird.“

Als Frau Hannchen dann im Zimmer, in dem ihre beiden Buben schliefen, vor den weißladierten Gitterbetten stand, ihre Lieblinge zärtlich betrachtete und die blau und weiß gewürfelten Wolldecken glatt strich, da hatte sie doch ein wenig ein böses Gewissen. Sie tat bei solchen Anlässen immer das Nächstliegende: sie legte ihrem geliebten Franz eine kleine Beichte ab. . . .

„Weißt du, Franz“, begann sie auch heute, in sein Schreibzimmer tretend, wo er am offenen Fenster noch eine letzte Zigarre vor dem Zubettgehen rauchte, zögernd: „Du darfst mich wirklich nicht für gefühllos halten, wenn ich nicht gleich so begeistert bin über die Braut aus Kanada, wie Thea. . . . Ich kenne doch unseren Hansemann besser — wenn er sich nur nicht am Ende hat überrumpeln lassen, Franz. . . . Was meinst du? Solch einer schwerfälligen Natur, wie er eine ist, solchem Arbeits- und Pflichtmenschen kann das schon leicht passieren, nicht wahr? Und dann“ — nun schlug Frau Hannchen ihre Augen nieder — „hatte ich überhaupt nicht mehr damit gerechnet, daß Bruder Hans heiraten würde. . . . Und weil er doch Kurtchens Pate ist — da, nun, da ärgerte ich mich sogar im ersten Augenblick über das Kabeltelegramm und —“

„Und nehme diesen Ärger nachträglich fürchtbar schwer und schäme mich. . . .“, unterbrach der Doktor, seine Frau neckend, und küßte sie auf die Stirn, auf die

kleine, niedliche Stubsnase und die frischen, roten Lippen. „Erbtschleichen wollen wir doch nicht für unsere Zungen, Gott bewahre, nein, dem Hans wünschen wir im Gegenteile ein recht langes Leben und das schönste Glück an der Seite seiner kanadischen Frau. Und für unsere Kinder sorgen wir schon selber. Und nun mach' dir weiter keine Gedanken über die Sache, Maus.“

Frau Hannchen schmiegte sich enger an ihren Mann. Sie fühlte sich nun wieder vor sich selber rehabilitiert, dadurch, daß sie sich nicht gescheut hatte, ihrem „zweiten Gewissen“, wie sie ihren Franz nannte, die unedle Fregung offen einzugestehen. Es war doch köstlich, einen Menschen zu haben, der einen in allen Dingen so wunderbar gut verstand — natürlich, wünschte sie ja auch ebenso wie Franz dem Brautpaar das Allerbeste.

(Fortsetzung folgt.)



Aufrichtigkeit und Mut sind die Pulsadern der Freundschaft.
G. v. Derßen.

Aus einem Kriegsjahre.

Ein Brief Friedrich Bodensiedts an Bertold Auerbach.
Reiningen, 28. Juli 70.

Mein lieber Auerbach!

Dein prächtiger Brief, lieber Auerbach, hat mir nicht nur große Freude gemacht, sondern auch schon gute Früchte getragen, denn verschiedene patriotische Lieder, die mir im Kopfe summt, bevor er ankam, fielen wie reife Früchte vom Baume, nachdem ich ihn gelesen. Was kann uns mehr erfreuen, ja erheben bei redlichem Wirken, als die warme Zustimmung derer, die wir selbst am höchsten stellen unter unseren Zeitgenossen! Ich bin Dir um so mehr zu Dank verpflichtet für Deine lieben Zeilen (doppelt lieb, weil sie aus Deinem Heimatdorfe kommen), als ich leider gar wohl weiß, wie schwer es einem Poeten wird, ohne äußeren Zwang lauge Briefe zu schreiben. Die Feder ist uns Männern von der Feder das verhassteste Werkzeug, besonders wenn man eine vom vielen Schreiben halbbläue Hand und schlechte Augen hat wie ich.

Doch nun zur Sache. Die paar Strophen, welche ich beim Lesen der Napoleonischen Kriegserklärung als Funken einer heiligen Zornesflamme hinausprühete in die Welt, haben schon eine merkwürdige Wirkung gehabt. Schon wenige Tage nach ihrem Erscheinen waren sie componiert und wurden hier von den Soldaten gesungen. Auch aus der Schweiz ging mir gestern, nebst einem begeisterten Briefe von dem Sohne des ketzewigten Methfessel eine sehr hübsche Composition derselben zu. Alle Journale wollen nun Kriegslieder von mir haben, und eins gefällt den Leuten immer besser als das andere, da ich nur mehr oder minder kräftig in die Saiten der Zeit, welche auch die meines Herzens sind, zu greifen brauche, um die Herzen durch zeitgemähe Töne zu rühren. Ich freue mich jetzt mehr als je, daß ich niemals im Leben „Gedichte gemocht“, sondern nur die Fähigkeit in mir ausgebildet habe, im Leid und Lust, in Scherz und Ernst einer gehobenen Stimmung zu rechter Zeit Ausdruck zu geben.

Daß die bedeutenden Fingerzeige Deines Briefes ganz das Richtige treffen, wird mir schon dadurch unzweifelhaft bestätigt, daß ich die Antithesis Deiner These schon vor elf Jahren zu poetischem Ausdruck gebracht habe (während des italienischen Krieges) und durch das Regieren des Falschen auf das Richtige hinwies; leider wollte damals kein großes Blatt meine allen Cäsarismus verhöhnenden Lieder drucken; selbst die „Pöln. Ztg.“ hielt damals Napoleon noch für einen großen Mann, und unsere besonnenen Freunde hielten mein (deshalb ungedruckt gebliebenes) Napoleonlied für höchst unbesonnen. Ich führe nur ein paar Verse an, welche den Rest leicht erraten lassen:

Napoleon hat Macht und Geld,
Ist groß in Taten und in Worten;
Er ist der klügste Mann der Welt,
Man rühmt und preist ihn allerorten;
Ihn schmückt ein Kaiserdiadem,
Und Ruhm folgt seiner Feldstandarte —
Warum, warum trotz alledem
Berachtet man den Bonaparte?

Ein neuer Heiland, hat er frei
Auf sich genommen alle Sünden,
Er hört der Völker Schmerzensschrei
Und stillt ihn mit Kanonenschländen;
Er macht's den Königen bequem
Und revidiert Europas Karte;
Warum, warum trotz alledem
Berachtet man den Bonaparte?

Er hat Ideen, er hat Verstand,
Hat selbstgezogene Kanonen —
Ob auch Despot im eignen Land,
Ist er doch anderen Nationen
Der Freiheit leuchtendes Emblem,
Hoch über der Parteien Warte,
Warum . . . usw. usw.

Ein neues Napoleons-Lied, welches ich nach Deinem Briefe schrieb, ist nur deshalb mächtiger and weisevoller, weil wir in einer weisevollen Zeit leben. Ich las es gestern abend vor und erregte damit einen wahren Sturm von Begeisterung; ich mußte es fünfmal wiederholen, und die Zuhörer fielen immer mit ein bei der letzten Strophe, welche lautete

Bald wird am Rhein die Schlacht geschlagen,
Ganz ausgelämpft der alte Streit,
Dabon man singen wird und sagen
Bis in der spätesten Eitel Zeit.
Da wird die Welt nach Kriegsgewittern
Ein großes Völkerwunder seh'n:
Das einzige Frankreich wird zerpfüttern,
Ein einzig Deutschland aufersteh'n!

Den höheren Grundgedanken dieses Krieges volkspöetisch auszudrücken, habe ich nach Deinem Briefe wiederholt versucht, allein es ist mir noch nicht so recht nach dem Herzen gelungen. Der Gedanke ist ausgebrückt in einem größeren Gedichte, „Der Gladiator“, allein zu rhetorisch. Die letzte Strophe heißt:

Mag Frankreich sich in seinem ungeflümmen
Kriegsübermut viel stolzer Siege rühmen,
In pomphaft kaiserlichem Stil —
Deutschland verfolgt ein höh'eres Ziel:
Sein Sieg verhilft zum Sieg in allen Reichen —
Wie gleich vor dem Gesetz schon jeder steht,
So sollen künftig sich die Völker gleichen
In einem Ruhm, der nicht vergeht.

Das paßt nicht, doch zu besserer Stunde finde ich schon das bessere Wort und dann schreibe ich's Dir gleich.

Mit herzlichem Gruß in alter Treue

Dein F. Bodensiedt.



Aus der Kriegszeit.

Eine Grotteske der französischen Papiernot. Wie man weiß, befinden sich die Franzosen, die ja schon auf so vielen Gebieten gegen einen sich immer fühlbarer machenden Mangel ankämpfen müssen, einer Papiernot gegenüber, die gegenwärtig in das Stadium einer höchst unangenehmen Nlemme eingetreten ist. Ganz plötzlich hat man den Wert früher achlos fortgeworfener Zeitungsseiten und zwecklos in den Bureauräumlichkeiten der Ministereien eintrocknendes alter Aktenstücke erkannt, und man ist — allerdings mit mehr Eifer als Geschick — von allen Seiten bemüht, die Noce hinsichtlich des Papiermangels wenigstens wieder einigermassen erträglich zu machen. Ein tragikomisches Streiflicht wirft auf diese Zustände das folgernde, als „wahre Begebenheit im „Deuvre“ abgedruckte Geschichtchen: „Ein Herr, der in einem bürgerlichen Gasthaus eine Mahlzeit verzehrt hatte, rief nach dem Kellner, um zu zahlen. Silfertig kam der Jünger des Ganymed herbei, und ohne sich auf genauere Verrechnung einzulassen, erklärte er nach kurzem Überlegen, daß das verzehrte Mahl samt Getränk sich auf 5 Franken belaufe. Als der Gast eine schriftliche Rechnung verlangte, suchte der Kellner die Achseln, verschwand aber dann, um nach längerer Pause mit einem kleinen Zettel wiederzukommen, auf den er die genaue Rechnung geschrieben hatte. Und zwar betrug jetzt die Summe 5 Franken und 10 Centimes. „Sie sagten doch eben, daß ich 5 Franken zu bezahlen hätte“, äußerte der Gast ein wenig erstaunt. „Gewiß, mein Herr“, erwiderte darauf der Kellner, „aber Sie haben inzwischen eine neue Bestellung gemacht: 10 Centimes beträgt nämlich der Preis des Zettels, auf den die Rechnung geschrieben ist.“

